

Pressestimmen

DER KAMPF UM MOSSUL

Neue Zürcher Zeitung

„Nährboden“ Der Fall Mossul dürfte den IS ins Mark treffen. Es ist die größte Stadt, die sich noch in seinen Händen befindet. Hier hatte der IS-Führer Abu Bakr al-Bagdadi im Juni 2014 das Kalifat ausgerufen. Eine Niederlage des IS in Mossul würde weder das Ende der islamistischen Ideologie noch das des sunnitischen Widerstands im Irak bedeuten. Um diesen im Zweistromland den Nährboden zu entziehen, muss die schiitisch dominierte Regierung in Bagdad den Sunniten die Hand für eine politische Aussöhnung reichen.

■ **Neue Zürcher Zeitung**, Schweiz



„Momentum“

Die Eroberung von Mossul im Jahr 2014 durch den „Islamischen Staat“ (IS) war eine bittere Niederlage. Aber sie war auch ein entscheidender Moment in unserer Geschichte, denn in ihrer Folge entstand eine neue irakische Armee, die endlich professionell geführt wird.

■ **Almada**, Bagdad

Kalenderblatt



Foto: APA

DAS GESCHAH AM ...

19. Oktober

■ **1879:** Der US-amerikanische Erfinder Thomas Edison entwickelt nach mehrjährigen Studien in seinem Labor die erste Glühbirne.

■ **1971:** Nach dem SPÖ-Sieg bei den vorgezogenen Nationalratswahlen wird Bundeskanzler **Bruno Kreisky** von Bundespräsident **Franz Jonas** mit der Neubildung der Regierung beauftragt.

■ **Geburtstag:** John Le Carre (eigtl. David J. Moore Cornwell), brit. Diplomat und Schriftsteller (*1931)

LESERBRIEFE

Leserbriefe finden Sie auf der Leserdialogseite, Seite 6 und im Internet unter: nachrichten.at/leserbriefe



Gesichtet: Die ersten Gruselclowns in Österreich

Karikatur: Mayerhofer

Menschen

Gerhard Weiß

„Was heißt schon Lebenswerk?“

Von Dietmar Mascher

Wenn Gerhard Weiß etwas gar nicht mag, dann den Begriff Lebenswerk. „Ich war jetzt lange Unternehmer. Und das habe ich gerne gemacht. Punkt“, sagt der 77-Jährige, dem die Handelshäuser Pro in Linz, Tabor in Steyr und Welas in Wels gehören und der dort insgesamt 800 Mitarbeiter beschäftigt. In Kürze wird Weiß sein Unternehmen verkaufen und einen Schlussstrich ziehen. Die Verkaufsverhandlungen seien weit gediehen.

Den Gedanken, es an seine Töchter zu übergeben, hat er bereits seit einiger Zeit verworfen. „Das war ein Gespräch, das nach 15 Minuten vorbei war. Meine Töchter haben eine andere Lebensplanung. Das akzeptiere ich. Ich wollte nicht, dass sie mit 80 Jahren sagen, dass ihr Leben anders verlaufen wäre, weil ihr Vater ihnen etwas aufgedrängt hat. Den Abschied vom Unternehmertum sehe ich frei von Wehmut“, sagt Weiß.

Das Interesse an der Zukunft der drei Handelshäuser sei enorm. Was auch ein Spiegel der Leistung des Unternehmers ist, der Pro seit 42 Jahren führt.

Der Linzer heuerte nach seinem Welthandelsstudium in Wien beim Unternehmensberater Arthur Anderson an, wo er gelernt habe, „Unternehmen zu lesen“. Danach arbeitete er fünf Jahre bei Gerngross, ehe er im Pluskauf landete, wo heute die PlusCity steht. Deren Eigentümer, die Familie Pfeiffer, bot ihm und seinem Freund Gustav Schönauer an, das Pro zu gründen, zu führen und sich daran zu beteiligen. 2008 kaufte Weiß die Pfeiffers aus. Das Tabor, an dem auch die Werber Willi Mayr



Gerhard Weiß wird Pro, Welas und Tabor in Kürze verkaufen. Foto: OÖN

und Ernst Mothwurf beteiligt waren, gehört ihm schon länger mehrheitlich. Das Welas gründete er 2006.

Weiß prägte den Handel in Oberösterreich, weil er Neuerungen aus den USA ins Land brachte und Kunden als Partner betrachtete. Die 20-Prozent-Aktionen, bei denen einzelne Produktgruppen für ein paar Tage billiger angeboten wurden, wurden später auch von größeren Handelskonzernen kopiert.

Leitartikel

Von Markus Staudinger



Sobotka, das Hitler-Haus und die Abrissbirne

Es wird abgerissen, es wird nicht abgerissen, es wird abgerissen, es wird nicht abgerissen: Innenminister Wolfgang Sobotka (VP) macht die Debatte um Adolf Hitlers Geburtshaus in Braunau zum Gänseblümchen-Auszählreim.

Leider. Dass er persönlich einen Abriss wünscht, wissen wir seit Juni. Dass er dafür auch die Empfehlung jener Expertenkommission missinterpretiert, die sich über die Zukunft des Hauses Gedanken machen sollte, wissen wir seit dieser Woche. Ob mutwillig oder bloß ungeschickt, darüber können wir nur spekulieren.

Fest steht: Bei seinem jüngsten Vorstoß für einen Abriss berief sich Sobotka auf eine angebliche Empfehlung der Kommission. Einen Abriss hat die Kommission freilich nie empfohlen – wie die OÖNachrichten bereits in ihrer gestrigen Ausgabe berichteten. Gestern

Warum ein Schleifen von Hitlers Geburtshaus eine Schnapsidee ist.

Mittag ruderte Sobotka zurück. Das Haus solle „in seiner Außenform“ nicht mehr erkennbar sein, sagte er. Ob man das einen Abriss nennen kann, darüber könne man diskutieren.

Interessiert verfolgt wird die Debatte über Hitlers Geburtshaus auch in deutschen Medien. Nach Aufhebung der Präsidentschaftswahl und der kleberbedingten Verschiebung der Wiederholungswahl reiht sich die Abriss/Nichtabbriss-Debatte jetzt nahtlos in die Reihe eigenwilliger Nachrichten aus Österreich.

Sei's drum: Wenn am Ende rauskommt, dass das Haus nicht abgerissen wird, ist das die richtige Entscheidung. Oberste Prämisse muss eine möglichst unaufgeregte Nutzung des Gebäudes sein. Bilder von Baggern, die im Auftrag der Republik 70 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs Hitlers Geburtshaus plattmachen, laufen dem zuwider – und wären begleitet von unsinnigen Interpretationen, wonach sich Hitlers Herkunftsland der Spuren des Diktators entledigen wolle.

In Wahrheit sollte man dem Haus die Aufmerksamkeit schenken, die es verdient – nämlich wenig. Die Zollbeamtenfamilie Hitler war dort Ende des 19. Jahrhunderts einquartiert. Kurz nach der Geburt Adolf Hitlers zog die Familie innerhalb von Braunau um, drei Jahre später übersiedelte sie nach Passau. Das war's. Weder die Stadt noch das Geburtshaus prägten den späteren Diktator und Massenmörder.

Dem Haus einen Genius Loci des Bösen zuzuschreiben oder es schlagzeilenträchtig abzureißen, wäre jedenfalls der falsche Umgang mit der Liegenschaft.

✉ m.staudinger@nachrichten.at

Wirtschaft verstehen

Deutsche Bank: Würde sich Ehrlichkeit auszahlen?

Während die Bilanz der Deutschen Bank einen Wert von 50 Milliarden Euro ausweist, könnte man am Markt alle Aktien der Bank für nur 18 Milliarden Euro kaufen – ein Abschlag von 75 Prozent, was für ein Schnäppchen.

Die Investoren sind offensichtlich der Meinung, dass den in der Bilanz ausgewiesenen Vermögenswerten nicht zu trauen ist. Die Bank und die Bilanzprüfer sehen das anders.

Der Zankapfel verbirgt sich in den Untiefen der Bankbilanz und ist im aktuellen Jahresbericht der Bank auf Seite 327 zu finden. Er trägt den technischen Namen „Le-

vel 3-Vermögenswerte“ und bezeichnet diejenigen Wertpapiere, welche die Deutsche Bank gekauft hat, die aber keinen aktuellen Marktwert aufweisen.

Zur Erläuterung: Wenn die Deutsche Bank zum Beispiel zehn OMV-Aktien kauft, dann ist die Bewertung dieser Position in der Bilanz einfach, denn der Preis dieses Wertpapiers lässt sich jederzeit an der Börse feststellen. Heute wüsste man also, dass beim aktuellen Preis einer OMV-Aktie von 27 Euro die Position 270 Euro wert ist. Bei Wertpapieren, die keinen solchen



VON TEODORO D. COCCA

Marktpreis aufweisen, stellt sich die Frage, zu welchem Wert diese Position eingetragen werden soll.

Die Bankenregulierung sieht in solchen Fällen vor, dass die Bank selber anhand von Annahmen und statistischen Modellen einen theoretischen Marktwert errechnet. Jedoch erlauben eigene Berechnungen weite Spielräume beim Einsetzen der Schätzwerte. Die Bank könnte der Versuchung erliegen, die Werte „schön zu schätzen“.

Problematisch wird es dann, wenn die lediglich geschätzten

Werte einen hohen Anteil am (eh schon knappen) Eigenkapital ausmachen und sich bei den Investoren Zweifel an der Vertrauenswürdigkeit dieser Berechnungen breit machen. Genau in dieser Situation befindet sich die Deutsche Bank.

Die Parallelen zum Untergang der Bank Lehman Brothers im Jahr 2008 sind frappierend. Es wurde damals unter Experten heftig gestritten, ob eine zurückhaltendere Bewertung der Bilanzpositionen das Vertrauen in Lehman gestärkt hätte, weil die Investoren zwar einen einmaligen höheren Verlust hätten ertragen müssen, in der Folge aber die Gewähr gehabt hätten, dass die Bilanz stimmt.

Lehman hat bis zum letzten Tag stets behauptet, dass die Bank grundsolide finanziert ist, womit sie jegliches Vertrauenspolster verspielte.

Sollte die Deutsche Bank also versuchen, alles gut zu reden in der Hoffnung, dass der Sturm vorbei geht, oder lieber klaren Tisch machen und die heiklen Bilanzpositionen „ehrlicher“ bewerten? Diese technische und in einem gewissen Sinne moralische Frage hat die Führung der Bank zu beantworten – bevor es zu spät ist.

Teodoro D. Cocca ist Professor für Asset Management an der Universität Linz